

Was hielt das Habsburgerreich zusammen? Kultursprachen und Sprachkulturen als Kontaktzone

Ulrich Schmid

Österreich existiert nicht. Das konstatierte Viktor von Andrian-Werburg (1813–1858) bereits im Jahr 1843. In einer anonym erschienenen Streitschrift erklärte er:

„Österreich ist ein rein imaginärer Name, welcher kein in sich abgeschlossenes Volk, kein Land, keine Nation bedeutet – eine konventionelle Benennung von unter sich scharf abgegrenzten Nationalitäten. Es gibt Italiener, Deutsche, Slaven, Ungarn, welche zusammen den österreichischen Kaiserstaat konstituieren, aber ein Österreich, ein Österreicher [sic], eine österreichische Nationalität gibt es nicht, und hat es nicht gegeben [...]“¹

Diese Aussage ist bemerkenswert in ihrer Hellsichtigkeit, aber auch in ihrer Blindheit. Andrian-Werburg sieht zutreffend, dass Österreich nur eine Struktur ist, die über keinen Inhalt verfügt. Er fragt folgerichtig nach den transnationalen Bindungskräften, die Österreich zusammenhalten könnten. Dabei dekliniert er alle naheliegenden Punkte durch, kommt aber jeweils zu einem negativen Ergebnis: Der Adel ist zerstritten, die Bürokratie ist überbordend, die Armee beruht nur auf Disziplin, die Religion tritt gegenüber dem Nationalismus in den Hintergrund, das Bürgertum ist atomisiert.²

Andrian-Werburg bleibt jedoch blind für die Tatsache, dass seine Kritik am Österreich-Konzept sich auch auf die vier von ihm genannten Nationalitäten erstreckt: Italien ist für Metternich im Jahr 1847 nicht mehr als ein „geographischer Begriff“³ und Italiener wird es auch nach der italienischen Einigung im Jahr 1861 noch nicht geben.⁴ Wer zu den Deutschen gehört, ist seit dem Untergang des Heiligen Römischen Reichs und den Diskussionen um den Deutschen Bund unklarer denn je. Wie heterogen die Interessen der Slaven waren, zeigte sich in aller Deutlichkeit am Slavenkongress in Prag 1848, der paradoxerweise in der *lingua franca* Deutsch abgehalten werden musste. Die Ungarn verwechselten schließlich ethnische, linguistische, soziale und staatsrechtliche Definitionen der eigenen Nation, wofür sie in der Revolution von 1848/49 einen hohen Preis bezahlen mussten.

Auch die zeitgenössische Kartographie arbeitete sich an der Heterogenität des Habsburgerreichs ab. 1856 stellte Freiherr Karl von Czoernig (1804–1889) nach langjähriger Arbeit seine *Ethnographische Karte der Oesterreichischen*

1 Viktor von ANDRIAN-WERBURG, Österreich und dessen Zukunft, Hamburg 1843, S. 8.

2 Ebenda, S. 84–88.

3 Arrigo PETACCO, Il Regno del Nord. 1859. Il sogno di Cavour infranto da Garibaldi, Milano 2009, S. 29.

4 Stephanie MALIA HOM, On the Origins of Making Italy. Massimo D’Azeglio and „Fatta l’Italia, bisogna fare gli Italiani“. In: Italian Culture XXXI (2013), 1, S. 1–16.

Monarchie fertig. Auch hier dominierte die Fragmentierungsrhetorik, wobei das große Bild noch eine detaillierte Kasuistik vorsah. Der Kartograph unterteilte die Völker Österreichs ebenfalls in vier Kategorien, allerdings fasste er sie weiter und machte deutlich, dass die Überschriften als Abstraktionen und nicht als Entitäten zu verstehen seien. Immerhin war sich Karl von Czoernig der Frage der schwierigen Abgrenzbarkeit von „ethnographischen Territorien“ bewusst und sprach von „Übergängen“ oder „Übergangsphänomenen“.⁵

Der Ausgleich von 1867 machte die Asymmetrien der Donaumonarchie besonders deutlich. Bereits 1804 hatte man kurzzeitig vom „Kaiserreich Österreich“ gesprochen, weil Franz II. Napoleons imperiales Projekt nachahmen wollte. Allerdings wich diese künstliche Einheit bald der Einteilung in „Kronländer“ und „Völker“, von denen Franz Joseph I. bis zum Kriegseintritt 1914 selbstverständlich im Plural sprach. Auch die berühmte Abkürzung „k. u. k.“ für „kaiserlich und königlich“ ist eine Folge des Ausgleichs von 1867, als das Kaiserreich zur Doppelmonarchie wurde. „Kaiserlich“ bezog sich auf das gesamte Territorium, „königlich“ meinte das Königreich Ungarn. Nach 1867 bestand man in Ungarn darauf, dass das ganze Imperium mit „k. u. k.“ zu bezeichnen war, während Cisleithanien nur „k. k.“ heißen durfte.

Diese Anhaltspunkte zeigen, wie schon Zeitgenossen im 19. Jahrhundert darum rangen, das Habsburgerreich angemessen zu konzeptualisieren. Mittlerweile sind durch die neuere Theoriebildung weitere analytische Konzepte entwickelt worden, die sich in vier Gruppen gliedern lassen.

Der erste Ansatz ist das Zentrum-Peripherie-Modell, das durch Joseph Roths berühmten Satz in seinem Roman *Die Kapuzinergruft* (1938) auch literarisch beglaubigt wurde: „Das Wesen Österreichs ist nicht Zentrum, sondern Peripherie.“ Ursprünglich entwickelte Immanuel Wallerstein das Zentrum-Peripherie-Modell im Hinblick auf die Entwicklung des Weltkapitalismus.⁶ Das Zentrum-Peripherie-Konzept gehört zur Imperiumstheorie, das die Entwicklung von Imperien als Ausdehnung und Schrumpfung um ein Zentrum herum begreift. Der erste Anwendungsfall ist natürlich das Römische Reich, bei dem sich Expansion, Konsolidierung und Niedergang in idealtypischer Weise beschreiben lassen. Michael Doyle hat sogar den abstrakten Begriff der „augusteischen Schwelle“ eingeführt, der den Übergang von der Expansion zur Konsolidierung markiert.⁷ Allerdings bleibt der Blick im Zentrum-Peripherie-Modell auf das Zentrum fixiert – in diesem Fall Wien. Alles Übrige wird als eine wie auch immer geartete Beziehung zum Zentrum beschrieben. Gerade im Fall der Habsburgermonarchie prägen jedoch vor allem autono-

5 Morgane LABBÉ, Die Ethnographische Karte der Oesterreichischen Monarchie. Ein Abbild der Monarchie. In: Christine LEBEAU/Wolfgang SCHMALE (Hg.), *Images en capitale. Vienne, fin XVII^e-début XIX^e siècles / A Capital City and its Images. Vienna in an 18th-Century Perspective / Bilder der Stadt. Wien – das lange 18. Jahrhundert*, Bochum 2011, S. 150–163.

6 Immanuel WALLERSTEIN, *The Capitalist World Economy*, Cambridge 1979.

7 Michael DOYLE, *Empires*, Ithaca/London 1994, S. 93.

me Wechselwirkungen in und zwischen den Regionen die Lebenswelten der Subjekte.

Ein zweiter Ansatz ist der kulturtypologische Ansatz. Der italienische Germanist Claudio Magris beschrieb 1963 in einer bahnbrechenden Studie den habsburgischen Mythos, der eine konkrete historisch-soziale Wirklichkeit durch eine malerische Märchenwelt ersetzt hatte. Magris charakterisierte diesen Mythos durch drei Elemente: Zunächst das untätige Aufschieben von Problemen, das letztlich das Fortbestehen des Vielvölkerstaats überhaupt ermöglichte, dann die Apotheose des Staatsdienstes in der überbordenden Bürokratie, die vom „obersten Beamten“ Franz Joseph verkörpert wurde, schließlich ein operettenhafter Hedonismus, der sich exemplarisch in der Kaffeehauskultur äußerte.⁸ Der kulturtypologische Ansatz verbleibt jedoch an der Oberfläche und nimmt zu wenig Rücksicht auf institutionelle Aspekte.

Ein dritter Ansatz, für den exemplarisch Carl Schmitt stehen kann, verweist auf eine metaphysische Dimension. Für Schmitt hatte Geschichte nur als Heilsgeschichte einen Sinn. Der Staat und sein Funktionieren erschien Schmitt als höchstes Gut der politischen Tätigkeit der Menschen. Jeder Staat ist aber Zerfallserscheinungen unterworfen. Für sein Erklärungsmodell rekurriert Schmitt auf den Zweiten Thessalonicher Brief, in dem die Rede von einem „Aufhalter“ (*Katechon*) ist, der das Kommen des Antichrist verhindert. Schmitt hatte ganz klare Vorstellungen, wer in der Geschichte als „Katechon“ wirkte. Explizit nannte er für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Kaiser Franz Joseph, der allein durch seine persönliche Existenz das Auseinanderbrechen der Donaumonarchie verhindert habe. Im Rückblick auf die Zwischenkriegszeit bezeichnete Schmitt Masaryk und Piłsudski als „Katechonten“, die den Zerfall der Tschechoslowakei beziehungsweise Polens aufgehalten haben.⁹ Schmitts Ansatz ist der politischen Theologie zuzurechnen und trägt der kulturhistorischen Spezifik des Habsburgerreichs zu wenig Rechnung.

Der vierte Ansatz ist die postkoloniale Deutung des Habsburgerreichs, das sich selbst kolonisierte. Die „innere Kolonisierung“ wurde als Deutungsinstrument für imperiale Homogenisierungsversuche in der pluralistischen Kultur des Habsburgerreichs bereits kurz nach 2000 vorgeschlagen.¹⁰ Der postkoloniale Ansatz weist sowohl einen Vorteil als auch einen Nachteil auf. Die politische und gesellschaftliche Kultur des Habsburgerreichs kann sehr wohl mit dem Begriffsinstrumentarium des Postkolonialismus beschrie-

8 Claudio MAGRIS, *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*, Salzburg 1966.

9 Felix GROSSHEUTSCHI, *Carl Schmitt und die Lehre vom Katechon*, Berlin 1996, S. 62f., 79.

10 Clemens RUTHNER, *K.(u.)k. postcolonial? Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en*. In: Wolfgang MÜLLER-FUNK/Peter PLENER/ Clemens RUTHNER (Hg.), *Kakanien revisited. Das Eigene und Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Tübingen et al. 2002, S. 93–103; Johannes FEICHTINGER, *Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur inneren Kolonisierung in Zentraleuropa*. In: DERS./Ursula PRUTSCH/Moritz CZÁKY (Hg.), *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck et al. 2003, S. 13–32.

ben werden. Die manchmal implizite, oft auch explizite Hierarchisierung von Kulturformen lässt sich in der Sprachpolitik, in der politischen Organisation und in der Verwaltung des Habsburgerreichs deutlich beobachten. Der Nachteil des postkolonialen Ansatzes besteht in der immer drohenden Dominanz der Dichotomie Täter-Opfer und der daraus resultierenden Viktimisierung oder manchmal auch Selbstviktimisierung der schwächeren Kultur. Was dabei aus dem Blick gerät, ist der strukturbildende Impetus, der sich aus der Strahlkraft der imperialen Leitkultur ergibt. Oft konstituieren sich „postkoloniale“ Kulturen nicht als Gegenentwurf zur dominanten Kultur, sondern imitieren ihre Genres, ihre Hagiographien, ihre Institutionen – freilich mit einem veränderten Inhalt.

Ich entwickle im Folgenden einen Ansatz zur Beschreibung des Habsburgerreichs, der den Problematiken dieser vier traditionellen Deutungsmodelle auszuweichen versucht. Dabei will ich aufzeigen, durch welche Kulturtechniken das Habsburgerreich zusammengehalten wurde. Ich stütze mich auf eine Kombination von Jurij Lotmans Kultursemiotik und Mary Louise Pratts Konzept der „kulturellen Kontaktzonen“. Lotman beschreibt Kulturen als „sekundäre modellbildende Systeme“. Er meinte damit, dass Kulturen wie natürliche Sprachen zweiter Ordnung funktionieren. Sie stellen Kategorien der Weltwahrnehmung bereit. Später werden diese Kategorien nach den Regeln einer Grammatik zu höheren Sinneinheiten kombiniert. Man kann diese Auffassung von Kultur eine „Kultur-Sprache“ nennen – nicht in dem Sinne, dass eine Sprache eine Kultur repräsentiert, sondern dass die Kultur wie eine Sprache funktioniert. Der „Kultursprache“ stelle ich den Begriff der „Sprachkultur“ gegenüber. Lotman hat in seinen Arbeiten immer wieder auch Konkurrenzphänomene zwischen verschiedenen Sprachkulturen untersucht. Dabei stellte er fest, dass gewisse staatlich geförderte Kulturnormen von subalternen Kulturen übernommen, abgewandelt und als neue Normen im eigenen semiotischen Raum installiert werden. Lotman bezeichnet solche Phänomene als „Äquivalenz-Abbilder“.¹¹ In diesem Sinne versuchten die Völker im Habsburgerreich, ihre jeweilige Sprachkultur nach dem Vorbild der Wiener Institutionen auszugestalten.

Ich kombiniere Lotmans Terminologie mit einem analytischen Konzept aus den Lateinamerikastudien. Mary Louise Pratt führte 1991 den Begriff der „kulturellen Kontaktzonen“ ein, um die Begegnung der indigenen Bevölkerung in Peru mit den spanischen Eroberern in der Frühen Neuzeit zu beschreiben. Pratt spricht weder über Staaten noch Nationen. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf Phänomene wie Autoethnographie, Transkulturation, Kollaboration, Hybridität, Bilingualismus, Mediation, Parodie, imaginärer Dialog und dialektaler Ausdruck. Pratt fordert explizit Benedict Andersons

11 Jurij M. LOTMAN, *Die Innenwelt des Denkens*, Berlin 2010, S. 179, 183.

berühmte Definition der Nation als „imaginierte Gemeinschaft“ heraus. Anderson interpretiert die Nation als eine diskursive Konstruktion, die auf einer einheitsstiftenden literarischen Kultur und sozialen Institutionen beruht. Pratt kritisiert die implizite Teleologie dieses Ansatzes. Sie interessiert sich mehr für kulturelle Prozesse des Austausches, der Verhandlung und der Dominanz. Mit ihrem eigenen analytischen Konzept der Kontaktzone bezieht sie sich auf „soziale Räume, in denen Kulturen sich begegnen, aufeinander prallen und miteinander konkurrieren, oft in Kontexten von höchst asymmetrischen Machtverhältnissen“.¹²

Ich verstehe nun die Kontaktzonen im Habsburgerreich als ambivalente Begegnungsorte zwischen Kultursprachen und Sprachkulturen. Der Kampf um die eigene Sprache und damit um die eigene Kulturnation spielte sich gerade für Minderheiten innerhalb einer imperialen Situation ab, in der Wien sich eine „mission civilisatrice“ zuschrieb. Gleichzeitig ist im Falle des Habsburgerreichs auf die Besonderheit zu achten, dass die imperiale Leitkultur eine terminologische Leerstelle ist. Andrian-Werburgs Frage, was denn nun „österreichisch“ eigentlich heiÙe, erhält im Kontext der kulturellen Kontaktzonen eine wichtige Relevanz. Die imperiale Kultur muss im Habsburgerreich gleichzeitig stark und schwach sein. Stark, weil sie als Kultursprache das Imperium zusammenhalten muss, und schwach, weil sie sonst die sozialen Räume der Sprachkulturen in Frage stellt. Dabei teilt die dominante imperiale Sprachkultur mit den Sprachkulturen der übrigen Völker eine wichtige Eigenschaft: Sie stellt keinen exklusiven und nicht einmal dominanten Anteil an der jeweiligen Sprachgemeinschaft dar; das Deutsche ist in Österreich spätestens seit Königgrätz auch die Sprache des übermächtigen preußischen Feindes.

Im Folgenden beschreibe ich beispielhaft einzelne Phänomene aus dem Habsburgerreich nach der Klassifikation von Pratt und gehe dabei jeweils auf das Wechselverhältnis von imperialer Kultursprache und regionaler Sprachkultur ein.

Auto-Ethnographie

1837 erschien in Pest eine Sammlung „Ruthenischer Volks-Lieder“ unter dem Titel *Rusalka Dnestrovaja*. Der Herausgeber Markijan Šaškevyč (1811–1843) wollte darin zu zeigen, dass die österreichischen Ruthenen in Galizien über eine autonome Literatur verfügten und fügte auch eine ethnographische Erklärung über die kulturellen Kontexte der Volkslieder bei. So versuchte er, die ruthenische Kultur in den Deutungskategorien der hegemonialen Kultur zu beschreiben. Seit der Revolution von 1848 galten die Ruthenen als „Tiroler des Ostens“, bei denen sich kulturelles Selbstbewusstsein mit Loyalität zum Kaiser verband.

12 Mary Louise PRATT, Arts of the Contact Zone. In: Profession 91 (1991), S. 33–40, hier S. 34.

Transkulturation

Das analytische Konzept der „Transkulturation“ wurde vom Anthropologen Fernando Ortiz (1881–1969) geprägt. Ortiz setzt diesen Begriff ein, um kulturelle Prozesse auf Kuba zu beschreiben: die Begegnung der Einheimischen mit den spanischen Eroberern, die Ankunft der Sklaven aus Afrika, die Interaktion von europäischen und asiatischen Händlern. Ortiz spaltet dabei „Transkulturation“ in verschiedene Unterkategorien auf: „Diskulturation“, „Exkulturation“, „Akkulturation“ und „Inkulturation“. Als Resultat dieser Prozesse erscheint schließlich die „cubanidad“ der Insel.¹³

Im Habsburgerreich lässt sich Transkulturation anschaulich an Repräsentativgebäuden in Budapest und Prag nach dem Ausgleich von 1867 zeigen. Das ungarische Parlamentsgebäude ist deutlich an die Westminster-Architektur angelehnt. Als besonderer Trumpf verfügt das Budapester Parlament aber über ein Zimmer mehr als Westminster. Das imposante Parlamentsgebäude strahlt einen ungarischen imperialen Anspruch aus, der deutlich mit Wien konkurriert.

Wenig später wurde in Prag ein pompöses Nationaltheater errichtet. Weil es keinen tschechischen Ausgleich gab, markierten die Tschechen mit diesem Gebäude zumindest einen kulturellen Autonomieanspruch.

Kollaboration

Franz Liszt (1811–1886) lavierte zeit seines Lebens zwischen der österreichischen Hegemonialkultur und dem ungarischen Separatismus. Er sprach kaum Ungarisch, gestaltete aber seine ungarische Herkunft in orientalisierenden Kompositionen. 1839 absolvierte er eine Klaviertournee in Ungarn. 1840 komponierte er „une sorte de Marseillaise aristocratique hongroise“. 1846 strebte er die Stelle eines Kapellmeisters in Wien an. Allerdings lebte der bereits totkranke Amtsinhaber Donizetti länger als erwartet und Liszt musste sich nach anderen Optionen umsehen. Während der ungarischen Revolution begeisterte sich Liszt für seine Landsleute und legte seine *Ungarischen Rhapsodien* vor. Die Niederschlagung des Aufstandes kommentierte er 1849 musikalisch mit seiner *Héroïde Funèbre*. Liszt bewegte sich souverän in der österreichischen Adelskultur und spielte auch vor dem Herrscherpaar. Seine Sympathien für Ungarn waren romantisch geprägt und hinderten ihn nicht daran, seine eigene musikalische Karriere innerhalb des österreichischen Establishments zu absolvieren. Seine Position kann als „Kollaboration“ beschrieben werden, allerdings nicht im politischen, sondern im kulturellen Sinne.

13 Fernando ORTIZ, El fenómeno social de la transculturación y su importancia en Cuba. In: Revista Bimestre Cubana 46 (1940), S. 273–278.

Hybridität

Die politische Einheit der Donaumonarchie führte zu Lebensläufen, in denen sich verschiedene Sprachkulturen und Kultursprachen verschränkten. Eine solche Hybridität war dem Gründungsrektor der deutschsprachigen Universität Czernowitz Constantin Tomaszczuk (Tomasciuc) (1840–1889) bereits in den Namen eingeschrieben. Tomaszczuk hatte einen ruthenischen Vater und eine rumänische Mutter, schrieb seinen Namen aber in polnischer Orthographie. Für Tomaszczuk war klar, dass Österreich durch die deutsche Bildung zusammengehalten werde:

„Österreichs Einheit ruht auf dem gemeinsamen Bildungsgang all derer, die in ihrer Bildung über das Niveau der Volksmassen hervorragten. Dieser gemeinsame Bildungsgang, die Verwandtschaft des Ideengutes, hat nach und nach die politische Nationalität des Österreichertums begründet und großgezogen. [...] Weil deutsche Bildung eine universelle Bedeutung hat, streben auch die nichtdeutschen Söhne der Bukowina eine deutsche Universität an. Wehe der Nation, die sich fürchten muss vor dem Einfluss fremder Kultur. Diese hat sich selbst das Todesurteil gesprochen.“¹⁴

Allerdings wurde die Hybridisierung von Kulturen bei Weitem nicht im ganzen Habsburgerreich so positiv gesehen. So wurden die Universitäten in Kraków und Lwów 1870 beziehungsweise 1882 polonisiert, die Universität Prag wurde 1882 utraquisiert.

Bilingualismus

Die traditionell dominante Stellung des Deutschen im Habsburgerreich wurde im 19. Jahrhundert herausgefordert. Erst der Ausgleich mit Ungarn 1867 brachte die volle Gleichstellung des Ungarischen mit dem Deutschen. Gleichzeitig wurde dadurch eine Diskussion über den hunnischen Ursprung der Ungarn wiederbelebt und eine eigene imperiale Tradition gegen die österreichische ausgespielt.¹⁵ Die Privilegierung Ungarns und des Ungarischen führte vor allem in Böhmen zu einer ähnlichen Emanzipationsbewegung. Die Tschechen forderten ebenfalls die Anerkennung des Tschechischen als Staatssprache. In den 1890er Jahren war die Wiener Regierung in der Tat bereit, Schritte in diese Richtung zu unternehmen. Diese Kompromissbereitschaft führte ihrerseits zu heftigen Protesten der Deutschsprachigen.¹⁶ Der weit verbreitete Bilingualismus führte dazu, dass Kultursprachen immer wieder dazu verwendet wurden, Sprachkulturen aufzuwerten.

14 Peter JUDSON, *The Habsburg Empire. A New History*, Cambridge, MA/London 2016, S. 413 f.

15 Gábor KLANICZAY, *The Myth of Scythian Origin and the Cult of Attila in the Nineteenth Century*. In: DERS./Michael WERNER/Ottó GECSER (Hg.), *Multiple Antiquities – Multiple Modernities. Ancient Histories in Nineteenth Century European Cultures*, Frankfurt a. M./New York 2011, S. 185–212.

16 Alfred RIEBER, *The Struggle for the Eurasian Borderlands. From the Rise of Early Modern Empires to the End of the First World War*, Cambridge 2014, S. 93.

Mediation

Die Donaumonarchie wurde nicht nur durch institutionelle Klammern zusammengehalten, sondern auch durch Kulturtechniken von unten. In den 1870er Jahren kam es im Kronland Tirol zu einem regelrechten „Kulturkampf“, in dem sich Liberale und Konservative entgegenstanden. Direkter Ausdruck dieser Auseinandersetzung war Frage, ob man vom „Trentino“ oder vom „Welschtirol“ sprechen sollte.¹⁷ Ein gutes Beispiel für die Mediation zwischen diesen Positionen ist Alcide de Gasperi (1881–1954). Er sprach 1902 davon, dass seine erste Identität Katholik sei, erst danach Italiener. Er nahm die Polen zum Vorbild, die den Katholizismus und die polnische Nationalität als untrennbar wahrnahmen. De Gasperi spitzte seine Konzeption auf folgenden Leitspruch zu: „Wir sind zuerst Katholiken und dann Italiener, und Italiener auch nur bis dorthin, wo der Katholizismus endet.“¹⁸ Immerhin verbrachte de Gasperi 1904 einige Wochen im Gefängnis, weil er sich an Studentenunruhen um eine italienischsprachige Fakultät in Innsbruck beteiligt hatte.¹⁹ Auf der anderen Seite verfasste er einen wohlwollenden Nachruf auf Karl Lueger, von dem er auch einige antisemitische Klischees übernommen hatte. Karl Lueger verfolgte die berühmte Losung „christlich-soziales Österreich oder Auflösung“. De Gasperi wollte den Katholizismus als Gesellschaftskitt in der Donaumonarchie unbedingt stärken.²⁰ Er versuchte, eine Balance zwischen den Vorwürfen des Irredentismus und der mangelnden Loyalität zum Wiener Zentrum zu halten. De Gasperi versuchte, eine „nationale trentinische Identität“ zu bilden, die ihren Platz in einem zunehmend föderativen, aber immer noch dynastischen System finden würde.²¹ Diese vermittelnde Haltung trug de Gasperi von italienischen Nationalisten den Vorwurf des „austriacantismo“ ein. Dabei war Österreich für de Gasperi nur akzeptabel als multinationales Staatsgebilde, nicht als „teutonische“ Vorherrschaft.²²

Parodie

Die Revolution von 1848 führte im Habsburgerreich zu einer breiten Verfassungsdiskussion. Auf dem Reichstag in Kremsier wurde ein fortschrittlicher Entwurf ausgearbeitet, der allerdings nie in Kraft trat. Am 1. April 1849 erschien in der Beilage *Šotek* zu Karel Havlíček Borovskýs *Národní noviny* eine Parodie dieses Verfassungsentwurfs. Dort finden sich etwa folgende Bestimmungen:

17 Paolo POMBENI, *Der junge De Gasperi. Werdegang eines Politikers*, Berlin 2012, S. 38 f.

18 Ebenda, S. 93.

19 Piero CRAVERI, *De Gasperi*, Bologna 2006, S. 25.

20 Ebenda, S. 17.

21 POMBENI, *Der junge De Gasperi*, S. 267.

22 Ebenda, S. 272.

- § 1. *Über den Glauben.* Jeder Bürger von Šosov darf im Geheimen glauben und denken, was er will.
- § 2. Aber wenn er es laut sagt, wird er gehängt. [...]
- § 5. *Meinungsfreiheit.* Der Adel und die Beamten dürfen drucken.
- § 6. *Petitionsrecht.* Jeder Bürger darf fragen – ob er etwas bekommt, ist eine andere Frage. [...]
- § 8. *Persönliche Freiheit.* Jeder ist im Gefängnis frei.

Die Parodie des Verfassungsentwurfs zeigt, dass die tschechische Sprachkultur auch die politische Debattenkultur beeinflusst.

Imaginärer Dialog

Der Sprachwissenschaftler Joseph Jungmann (1773–1847) war überzeugt, dass die tschechische Nation für ihre weitere Entwicklung zunächst ihre kulturelle Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen müsse. Deswegen übersetzte er Meisterwerke der Weltliteratur (Chateaubriand, Milton, Schiller) ins Tschechische und legte eine Sammlung altschechischer Texte vor. Dazu veröffentlichte er eine *Geschichte der tschechischen Literatur und Sprache* und gab ein fünfbändiges tschechisch-deutsches Wörterbuch heraus. Er begab sich durch diese Aktivitäten aber keineswegs in eine politische Opposition zu Wien. Im Gegenteil: 1839 wurde er mit dem Leopold-Orden ausgezeichnet und übernahm ein Jahr später das Rektorat der deutschsprachigen Prager Universität.

Die grundlegende Problematik des tschechisch-deutschen Verhältnisses hatte Jungmann bereits 1806 in zwei „Gesprächen“ gestaltet. Das erste Gespräch richtet sich gegen tschechische Assimilanten, die durch ihre Annäherung ans Deutsche ihre Muttersprache verballhornen. Im zweiten Gespräch treffen zwei Grundhaltungen aufeinander: Auf der einen Seite steht die romantische Einheit von Sprache, Nation und Vaterland, auf der anderen Seite behauptet eine kosmopolitische Position, die tschechische Nation könne auch mit der deutschen Sprache glücklich werden.

Dialektaler Ausdruck

Franz Kafka (1883–1924) schrieb ein literarisches Deutsch, das verschiedenen Kultursprachen ausgesetzt war. In seinem Werk lassen sich zahlreiche Einflüsse nachweisen, so zum Beispiel aus dem Tschechischen: „vielleicht gelingt es Ihnen, daraus eine Lehre zu nehmen (vzít si z toho poučení)“, aus dem österreichischen Deutsch: „Du wirst mir eben, bis ich nach Prag komme, die Stellen aus Deinem kurzen Tagebuch mit Erklärungen vorlesen“ (‚bis‘ in der Bedeutung ‚wenn‘) oder aus dem Jiddischen: „Ich habe die paar Tage von Dir (fast hätte ich, ich glaube nach einer hebräischen Redensart gesagt: von Deinem Fett) gelebt, das Papier, auf dem ich schreibe ist von Dir, die Feder

von Dir, u.s.w.“²³ Damit schafft Franz Kafka eine eigene Sprachkultur, die sich als Synthese verschiedener Kultursprachen präsentiert.

Zusammenfassung: Das Habsburgerreich als kulturelle Kontaktzone
Mary Louise Pratts Klassifikation der einzelnen Aspekte der kulturellen Kontaktzonen erweist sich als leistungsfähiges Instrument zur Beschreibung der Kohäsion im Habsburgerreich. Die einzelnen Sprachkulturen verschränken sich zu einem heterogenen Ganzen, das seine relative Stabilität nicht einem festen Kern, sondern einer Balance verdankt. Gerade die kulturelle Vielfalt des Habsburgerreichs, die auch ein ständiges Verhandeln des Stellenwerts einzelner Kultursprachen einschließt, wurde zu einem Identifikationsmerkmal für die Untertanen des Kaisers. Nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreichs häuften sich die nostalgischen Wortmeldungen von Autoren, die sich nicht in die nationalen Kategorien des postimperialen Europa des 20. Jahrhunderts einordnen mochten. So erklärte Rainer Maria Rilke 1920 in einem Brief:

„Ich bin Österreicher, übrigens in Prag geboren, bin mir aber der vielfältigen Zusammensetzung der österreichischen Natur, in deren deutsche Mitte einerseits das Lateinische, andererseits das Slawische weit hineinreicht, von Kindheit an eigentümlich bewusst gewesen [...].“²⁴

Und Ödön von Horváth schrieb im Jahr 1929:

„Sie fragen mich nach meiner Heimat, ich antworte: ich wurde in Fiume geboren, bin in Belgrad, Budapest, Pressburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Pass – aber: ‚Heimat‘? Kenn’ ich nicht. Ich bin eine typisch alt-österreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch – mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist deutsch.“²⁵

23 Marek NEKULA, Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes...“, Tübingen 2003.

24 Rainer Maria RILKE, Mitten im Lesen schreib ich Dir. Ausgewählte Briefe, Frankfurt a. M. 1998, S. 261.

25 Zitiert nach Kurt BARTSCH, *Ödön von Horvath*, Stuttgart, Weimar 2000, S. 5.